



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Epochen der deutschen Geschichte

Haller, Johannes

Stuttgart [u.a.], 1950

Drittes Kapitel

[urn:nbn:de:hbz:466:1-75797](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-75797)

DRITTES KAPITEL

Bruch mit der Kirche. — Heinrich III. und die Reform des Papsttums. — Feindliche Mächte in Italien. — Abfall des Papsttums. — Gregor VII. und Heinrich IV. — Sturz und Erlöschen des Kaisertums. — Niedergang des Königtums in Deutschland. — Wiederherstellung des Kaisertums durch Friedrich I. — Die Weltmacht Heinrichs VI. — Der Zusammenbruch von 1198. — Untergang des Kaisertums. — Ursachen des Untergangs. — Auflösung des Reiches. — Landesstaaten und Landeshoheit.

Der altdeutsche Staat ruhte auf der Kirche; auch das Kaisertum, die Herrschaft in Italien, konnte nicht bestehen ohne die wohlwollende Unterstützung und treue ergebenheit des Papstes. An dem Tag, wo diese Voraussetzungen nicht mehr bestanden, wo die Kirche dem König den Gehorsam aufsagte und der Papst des Kaisers Feind wurde, waren Staat und Reich, Königtum und Kaisertum in ihrem Dasein in Frage gestellt.

Dieser Tag kam. Reich und Kirche zerfielen in den siebziger Jahren des 11. Jahrhunderts und bekämpften einander fast fünfzig Jahre lang mit äußerster Erbitterung. Und als der Kampf vorüber war, da war doch kein wirklicher Friede gewonnen, nur ein Waffenstillstand. Reich und Kirche blieben Gegner, die wohl oft nach Verständigung strebten, aber sie auf die Dauer doch nicht finden konnten. Das Ende war, wie jeder weiß, der Untergang des deutschen Kaisertums und die Auflösung des deutschen Staates.

Nicht mit einem Schlage ist der *Bruch mit der Kirche* gekommen, nicht von heute auf morgen sind die beiden Mächte einander feind geworden, die so lange Hand in Hand gegangen waren und beide dabei ihre Rechnung gefunden hatten. Langsam und in der Stille hat das Ereignis sich vorbereitet, hervorgegangen schließlich aus dem Zusammentreffen unheilvoller Ereignisse mit einem gründlichen Umschwung in den herrschenden Ideen.

Es kann nicht bestritten werden, daß die Staatskirche des früheren Mittelalters ihrer religiösen Bestimmung nur sehr unvollkommen entsprach. Sie diente weltlichen Zwecken und tat es auf weltliche Art. Sie war ein Machtmittel und ein Vermögensobjekt und wurde dementsprechend behandelt. Wenn man ihre Ämter und Würden nicht geradezu kaufte und verkaufte, was oft genug vorkam, so forderte man doch unter allen Umständen Dienste von ihr, die nichts weniger als geistlicher Art waren. Ihre Geistlichen unterschieden sich oft nicht von den Laien, ihre Bischöfe und Äbte zogen einher wie Rittersleute, und das Beispiel, das der Klerus, hoch und niedrig, mit seinem Lebenswandel gab, war vielfach nichts weniger als erbaulich.

Dagegen machte sich seit der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts eine Reformbewegung geltend, die ihren Hauptsitz in Ostfrankreich und Lothringen hatte. Sie kam auch in Deutschland und Italien zum vollen Durchbruch, als Heinrich III. (1039–1056) sich ihrer annahm. Er war von der neuen religiösen Auffassung persönlich ergriffen, er hielt es für seine Herrscherpflicht, die Kirche zu säubern. Aber er war durchaus nicht willens, dabei etwas von seiner eignen Macht preiszugeben. Daß er der Herr der Kirche sei, sollte sich eben darin zeigen, daß er sie reformierte, das Ergebnis der Reform sollte ihn erst recht zum Herrn machen und die Kirche, die gesamte katholische Kirche mit allen ihren großen moralischen und materiellen Mitteln dem deutschen Kaiser zur Verfügung stellen. In diesem Sinn begnügte er sich nicht mit örtlichen Maßnahmen, mit der Reform einzelner Bistümer und Klöster, wie man das schon früher manchmal gesehen hatte; er setzte den Hebel am Schwerpunkt an, in Rom. Das Papsttum sollte im Geiste der neuen Zeit reformiert werden und alsdann selbst die ganze Kirche reformieren.

Die Zustände, die in Rom herrschten, luden vielleicht am meisten dazu ein. So weit war es da gekommen, daß drei Prätendenten einander die Papstwürde streitig machten und keiner wirklich regierte, als Heinrich III. im Jahre 1046 in Italien erschien. Er ließ ohne

weiteres alle drei absetzen. Niemand widersprach, so sehr beherrschte der Kaiser die Lage. Klerus und Volk von Rom übertrugen ihm sogar die erbliche Befugnis, so oft der päpstliche Stuhl leer wurde, den neuen Inhaber, den sie wählen sollten, zu benennen, wie das schon bei Otto I. geschehen und noch von Otto III. gehandhabt worden war.

Indem Heinrich von diesem Recht Gebrauch machte, enthüllte er seine Absicht. Er benannte einen deutschen Bischof; als dieser bald darauf starb, wiederum einen Deutschen, und ebenso auch später, so oft eine Vakanz eintrat. Viermal hintereinander sind auf sein Geheiß deutsche Bischöfe zu Päpsten erhoben worden.

Das war offenbar System, ein System, dessen Sinn und Zweck ohne weiteres klar ist: die römische Kirche sollte dem deutschen Reich ebenso eingliedert werden wie irgend ein Bischofssitz diesseits der Alpen. Wenn das geschah, beherrschte der deutsche Kaiser Rom am sichersten. Das System Ottos I. hatte seine Schwächen gezeigt. Nur zu oft hatten römische Stadtpäpste versagt oder war die deutsche Partei bei der Papstwahl unterlegen, und dann hatte der Kaiser mit Gewalt eingreifen müssen. Das war jetzt nicht mehr zu befürchten. Der deutsche Papst, den der deutsche Kaiser tatsächlich erhoben hatte, bürgte wohl für die Unterwürfigkeit der Hauptstadt.

Aber noch mehr. Ein deutscher Papst, der sich als Freund und Diener, wenn nicht geradezu als Werkzeug des Kaisers fühlte, schon weil er ohne den Schutz des Kaisers verloren war, mußte überall in der Welt für Deutschland arbeiten. Wenn er die Kirchen des Abendlands reformierte und sie eben damit der unmittelbaren Leitung Roms unterwarf, so konnte man sicher sein, daß dabei die deutschen Interessen nicht zu kurz kamen. Durch ihn, seinen Vertrauensmann, gleichsam seinen Stellvertreter, beherrschte der Kaiser Italien ganz anders als früher, durch ihn konnte er sogar in den benachbarten Ländern, in Frankreich, im skandinavischen Norden, in Polen und Ungarn seinen Einfluß geltend machen. Ein deutsches Papsttum als Ergänzung des deutschen Kaisertums — es war die Vollendung der

deutschen Hegemonie im Abendland, ein klares, wohldurchdachtes und ebenso einfaches wie wirksames politisches System.

Aber ihm war keine Dauer beschieden. Der frühe Tod des Kaisers, der im Jahre 1056, noch nicht vierzigjährig, starb, stürzte alles um. Unfähige und gewissenlose Personen, die für das Kind Heinrich IV. die Regierung führten, ließen alles, was der große Kaiser soeben geschaffen hatte, verfallen und sich ins Gegenteil verkehren.

Die Reform der römischen Kirche war zwar unter deutschen Päpsten, aber größtenteils mit Hilfe von französischen Mönchen unternommen worden. In Deutschland hätte man die erforderlichen Kräfte kaum in der nötigen Zahl gefunden, man mußte sie aus dem Heimatlande der Reform, aus Lothringen und Burgund holen. Diese Männer hatten für die andere Seite ihrer Aufgabe, die Befestigung des deutschen Kaisertums, ihrer Natur nach kein Verständnis, eher Abneigung. Sie träumten nicht mehr nur von Reinigung, sondern vor allem von Befreiung der Kirche aus jeder weltlichen Herrschaft. Die Schwäche der deutschen Regentschaft gab dazu willkommene Gelegenheit. Nicht einmal Schutz konnte sie bieten gegen die Versuche der Römer, die nicht ausblieben, sich der fremden strengen Geistlichen zu entledigen. Man kümmerte sich in Rom bald nicht mehr viel um den deutschen König und seine Vormünder und holte sich Hilfe, wo man sie näher fand: bei italienischen Mächten.

Da war zunächst der Markgraf von Toskana, Gottfried, ein geborener Herzog von Lothringen, durch Heirat mit der Erbin von Toskana zu seiner Würde gelangt, von Heinrich III. stets bekämpft, nach des Kaisers Tod unangefochten Herr in Toskana und am Nordfuß des Apennins bis Mantua. Er, seine Gemahlin Beatrix und später deren Tochter Mathilde stellten ihre ganze Macht in den Dienst der reformierten römischen Kirche, — nicht zum Vorteil des deutschen Königs. Dessen Herrschaft hatte sich auf die Bischöfe gestützt und die weltlichen Fürsten niedergehalten. Jetzt erhob sich ein weltliches Fürstenhaus zur beherrschenden Macht in Mittelitalien.

Eine andere Kraft wirkte in der Lombardei zerstörend gegen das Fundament der deutschen Herrschaft, ein pietistischer Volksaufstand in den Städten gegen das Regiment der Bischöfe. In heftigen Kämpfen erhoben sich die Massen des Stadtvolks, unter der Fahne der kirchlichen Reform, mit religiösen Schlagworten gegen die unsittlichen Priester, in Wahrheit gegen den vornehmen fränkisch langobardischen Adel und die deutschen königlichen Bischöfe. Der Aufstand wurde von Rom aus gebilligt und unterstützt, und die lombardischen Bischöfe, statt wie bisher das deutsche Königtum zu tragen, riefen den König zu Hilfe im Kampf um ihre Stellung, die sie allein nicht halten konnten.

In Toskana eine rivalisierende Fürstenmacht befestigt, in der Lombardei die bischöflichen Stützen des deutschen Thrones wankend — die Aussichten waren trübe. Dazu aber kam ein dritter Gegner, mit der Zeit der gefährlichste: die Normannen in Unteritalien. Nachkommen nordischer Seefahrer, die sich der nach ihnen benannten Landschaft in Frankreich bemächtigt hatten und dort bald zu Franzosen geworden waren, sind seit dem Anfang des Jahrhunderts als Söldner ins Land gekommen; hier dann angesiedelt, haben sie sich rasch durch Nachzügler vermehrt und zu Eroberern entwickelt, denen seit etwa 1050 ganz Unteritalien Stück für Stück anheimfällt. Schon kann man erkennen, daß ihnen einmal der ganze Süden der Halbinsel gehorchen wird. Militärisch jedem Gegner überlegen, sind sie die Plage des Landes und eine stete Bedrohung ihrer Nachbarn, auch des Kirchenstaates. Sie zu überwinden, ist unmöglich. Das hat Papst Leo IX., der Elsässer, erfahren, als er 1053 mit deutschen Truppen den Kampf gegen sie aufnahm: er wurde geschlagen und gefangen und mußte kapitulieren, um die Freiheit wieder zu erlangen.

Da war es eine Wendung von großer Tragweite, und bezeichnet deutlich die neue Richtung, die nach dem Tode Heinrichs III. in Rom eingeschlagen wurde, daß das Papsttum nicht nur den Kampf gegen die Normannen aufgab, sondern sich geradezu mit ihnen ver-

bündete. Im Jahre 1059 geschah es, daß die beiden bedeutendsten unter ihren Führern, Richard von Capua und Robert von Apulien, dem heiligen Petrus als Vasallen huldigten und von ihm alle ihre bisherigen und künftigen Eroberungen, Apulien, Kalabrien, Sizilien, zu Lehen nahmen. Der Papst wurde dadurch zum Obereigentümer von ganz Unteritalien und gewann in den besten Truppen, die es damals gab, eine persönliche Leibgarde. Mit beiden wandte er sich gegen das deutsche Kaisertum: er bedurfte seiner nicht mehr, er wurde unabhängig. Die nahen Normannen waren ein besserer Schutz und Rückhalt als der ferne deutsche König, sie konnten unter Umständen auch gegen ihn benutzt werden. Die neue Oberlehns Herrlichkeit des heiligen Petrus kreuzte sich außerdem mit der Tatsache, daß seit Otto I. und Karl dem Großen das Binnenland von Unteritalien, das alte langobardische Fürstentum Benevent, die Oberhoheit des Kaisers anerkannt hatte. Hier stießen seit 1059 Interessen und Ansprüche von Reich und Kirche, Kaiser und Papst, handgreiflich aufeinander.

Noch in anderer Hinsicht macht das Jahr 1059 in den Beziehungen der beiden Mächte Epoche. In diesem Jahr tagte in Rom eine Synode. Papst Nikolaus II., ein Franzose und Günstling Gottfrieds von Toskana, leitete sie, nachdem er nicht ohne Kämpfe, aber ohne deutsche Hilfe sich gegen den Widerstand der Römer behauptet hatte. Die Versammlung faßte unter anderem einen Beschluß über die Formen der Papstwahl; sie schärfte alte Vorschriften in zeitgemäßer Abwandlung ein. Das erbliche Vorrecht Heinrichs IV., den Kandidaten zu bezeichnen, wagte man nicht ganz zu ignorieren, aber man schob es in einer Nebenklausel, mit einem rein formellen Vorbehalt beiseite. Der bestimmende Einfluß der deutschen Krone auf die Papstwahl sollte tatsächlich ein Ende haben, und er hatte jetzt wirklich ein Ende: nie wieder seit 1059 hat ein deutscher Herrscher ihn mit Erfolg auszuüben vermocht. Die Epoche der deutschen Vorherrschaft über Rom und die Kirche ist geschlossen.

Ein anderer Beschluß derselben Synode deutet in die Zukunft: es

soll verboten sein, eine Kirche aus der Hand eines Laien zu empfangen. Das bedeutete, wenn es befolgt wurde, eine Revolution in allen Verhältnissen und in allen Ländern, denn es leugnete das überlieferte und geltende Recht der Laien, über Kirchen zu verfügen, die sie gestiftet und erbaut hatten. Gegenüber dem deutschen Königtum aber zielte dieses Verbot auf die Grundlagen seines Bestehens. Wenn der König nicht mehr die Bistümer und Abteien des Reiches vergeben, Bischöfe und Äbte nicht mehr in ihr Amt einsetzen durfte, so glich er einem Mann, dem der rechte Arm und das rechte Bein abgehauen sind. Das war schlechthin unannehmbar. Gegen diese Neuerung mußte die deutsche Krone kämpfen bis zum letzten Aufgebot; sie hatte da ihr Dasein zu verteidigen.

Das Synodaldekret von 1059, das erste Verbot der »Laieninvestitur« ist zunächst nicht in Kraft getreten; nirgends hat man es beachtet. Aber es war und blieb ein Wegweiser in die Zukunft. Früher oder später mußte der Krieg zwischen Königtum und Kirche, Kaisertum und Papsttum offen ausbrechen.

Dazu kam es, als im Jahre 1073 Gregor VII. den päpstlichen Thron bestiegen hatte. Zu den Ideen, die vor ihm schon die römische Kirche beherrscht hatten, der Reform und Befreiung, brachte er eine neue mit: die Herrschaft der Kirche über die Welt. Im buchstäblichen Sinne: den Apostelfürsten gehört die Erde ebenso wie der Himmel, sie können über allen irdischen Besitz und Herrschaft verfügen, sie nehmen und geben nach Verdienst, alle Könige und Fürsten sind ihnen und ihrem irdischen Stellvertreter, dem Papste, zu Gehorsam verpflichtet und von Rechts wegen seine Vasallen und Lehensträger. Mit stürmischer Energie, mit leidenschaftlicher Ungeduld ging Gregor daran, diesen Forderungen Geltung zu verschaffen. Als er die Beachtung des Investiturverbots überall, auch vom deutschen König, verlangte, war der offene Konflikt da.

Heinrich IV., der inzwischen herangewachsen war und die Wiederherstellung seiner königlichen Macht in Angriff genommen hatte, war soeben (1075) als Sieger aus einem Aufstand der Sachsen her-

vorgegangen, als er bei Ausübung seines althergebrachten Besetzungsrechts im Erzbistum Mailand auf den Widerstand des Papstes stieß, der ihm seinen Ungehorsam vorhielt und ihm mit dem Verlust seiner Krone drohte. Seine eigene Stellung überschätzend ließ der König sich dazu hinreißen, die Absetzung des Papstes durch eine Synode der deutschen Bischöfe in Worms, Ende Januar 1076, zu bewirken. Gregor antwortete ihm ebenfalls mit der Absetzung und dem Ausschluß aus der Kirche. Bald zeigte sich, wer der Stärkere war. Nicht nur der Aufstand in Sachsen lebte wieder auf, die deutschen Herzöge ersahen die Gelegenheit, den allzu mächtig werden den König zu stürzen. Sie verbanden sich mit dem Papst. Nun kam es mehr denn je auf die Bischöfe an. Von ihnen hatte ein kleiner Teil, angesteckt von den französischen Ideen, von Anfang auf der Seite Gregors gestanden, die Mehrheit blieb dem König treu. Aber den offenen Kampf gegen den Papst, ihr kirchliches Oberhaupt, durchzufechten, hatten auch sie nicht mehr den Mut. Da entschloß sich Heinrich, um die gegnerische Koalition zu spalten und so die drohende Erhebung eines Gegenkönigs zu verhindern, zur kirchlichen Unterwerfung. Durch persönliche Buße vor dem Tor von Canossa, wo er den Papst schon auf der Reise nach Deutschland überrascht hatte, Ende Januar 1077, nötigte er Gregor, ihm die Losprechung und Aufnahme in die Kirche zu gewähren. Er war damit wieder regierungsfähig. Seinen Hauptzweck hatte er doch nicht erreicht: im März schon stellten die aufständischen Fürsten einen Gegenkönig auf. Aber ihre Partei war nun doch so weit geschwächt, daß Heinrich den Kampf um die Krone mit guten Aussichten aufnehmen konnte. Keinem der nacheinander erhobenen Gegenkönige ist ein Erfolg beschieden gewesen. Als auch Gregor wieder auf dem Kampfplatz erschien und im März 1080 zum zweitenmal Absetzung und Bann über Heinrich aussprach, antwortete der König mit Aufstellung eines Gegenpapstes durch deutsche und lombardische Bischöfe und mit bewaffneter Gewalt. Nach wiederholter Belagerung gelangte er 1084 zur Einnahme Roms und zur Kaiserkrönung.

Durch die zu spät herbeikommenden Normannen ward er zwar zum Abzug genötigt, aber auch Gregor konnte sich in seiner Stadt nicht behaupten. Er folgte seinen Befreiern nach Süden und ist hier im folgenden Jahre (1085) einsam und verlassen, ja fast verschollen, in Salerno gestorben. Er war unterlegen.

Aber das war noch lange nicht die Entscheidung. Der Kampf ging weiter, und schließlich wendete sich das Blatt. Die Hilfskräfte des Papsttums zu besiegen, ist Heinrich nicht imstande gewesen. Als es Gregors zweitem Nachfolger, dem Franzosen Urban II., gelang, eine große Koalition zwischen den Normannen in Unteritalien, der Gräfin Mathilde von Toskana und den zu einer Liga zusammengeschlossenen lombardischen Städten zustande zu bringen, der sich auch die aufständischen Fürsten Süddeutschlands anschlossen (1093), da brach Heinrichs Macht zusammen. Nun war die Reihe an ihm, als ein Hilfloser, Verschollener jahrelang in einem Winkel Oberitaliens zu sitzen, in Italien machtlos und von Deutschland abgeschnitten. Auch als die Verbindung der Gegner sich lockerte und ihm die Rückkehr nach Deutschland erlaubt war, hat er doch kaum den Schatten der früheren Macht wieder zu erlangen vermocht. In Deutschland selbst von der reformierten Partei nicht anerkannt, von der Kirche unerbittlich verflucht, hat er sich als Teilkaiser eben noch behauptet, bis schließlich auch sein Sohn sich gegen ihn erhob und ihn stürzte (1105). Im Begriff, einen letzten entscheidenden Kampf um seine Krone zu kämpfen, ist er im Jahre 1106 gestorben, der unglücklichste der deutschen Könige. Das deutsche Kaisertum, die deutsche Herrschaft in Italien hatte schon vorher tatsächlich aufgehört. Hier behaupteten jetzt die örtlichen Mächte unter der Führung Roms das Feld.

Die folgenden Jahrzehnte haben diesen Zustand nur befestigt. Daß Heinrich V. gelegentlich mit überlegenen militärischen Kräften erschien, hatte nur augenblickliche Wirkung, und die Art, wie unter diesem Kaiser der lange Streit um die Investituren beendet wurde, besiegelte sogar den Rückzug der deutschen Macht aus Italien. Im

sogenannten Konkordat von Worms (1122) wurde ein Unterschied gemacht zwischen den Kirchen Deutschlands und Italiens. In Deutschland blieb der Einfluß des Königs auf die Besetzung von Bistümern und Abteien erhalten; in Gegenwart des Königs sollten die Wahlen stattfinden und der Gewählte die Weihe seines Amtes erst empfangen, wenn er vom König belehnt war und ihm als Vasall gehuldigt hatte. In Italien war es umgekehrt. Hier waren die Wahlen frei, und die Weihe erfolgte sogleich; die nachträgliche Belehnung und Huldigung, wenn sie überhaupt stattfand, wurde damit zur bloßen Form. Damit war dem deutschen Kaisertum der Boden entzogen, auf dem sein Einfluß in Italien bis dahin in erster Linie geruht hatte.

Dabei ist es denn auch geblieben. Heinrichs V. Nachfolger, Lothar, hat wohl in Rom die Kaiserkrone empfangen (1133), er hat auch am Ende seiner Regierung (1136/37) im Einverständnis mit dem Papst, der ihn brauchte, einen glänzenden Feldzug durch die Halbinsel bis tief nach Apulien hinein ausgeführt, was ihm bei den Zeitgenossen den Ruhm eintrug, mit Karl dem Großen verglichen zu werden. Aber das war nur eine Episode ohne dauernde Folgen. Schon der nächste Herrscher, der Staufer Konrad III. (1138–52), ist gar nicht mehr in Italien erschienen. Von Romzug und Kaiserkrönung war auch unter ihm wohl viel die Rede, aber es blieb bei der Absicht. Als sie der Ausführung am nächsten schien, starb Konrad. Italien hatte sich gewöhnt, seine eigenen Wege zu gehen, die Herrschaft des deutschen Königs war zur leeren Form geworden, das Kaisertum tatsächlich erloschen.

Aber auch das Königtum in Deutschland hatte im Kampf mit der Kirche schwer gelitten. Um die Grundlagen ihrer Macht in Deutschland, die Beherrschung der Kirchen des Reichs, zu retten, hatte die Krone im Wormser Konkordat auf den früheren Einfluß in Italien verzichtet. Die Rechnung erwies sich als falsch, da Heinrich V. schon nach drei Jahren starb (1125). Nur ihm persönlich wollte die Kirche die Zugeständnisse des Konkordats gemacht haben, das mit

seinem Tode erloschen sei. Der neue König, Lothar von Sachsen, bisher schon Parteigänger der Kirche und wesentlich unter ihrer Beihilfe erhoben, war nicht in der Lage, alte Rechte, die nicht mehr gelten sollten, energisch zu verteidigen. Noch weniger war es Konrad III., persönlich von Kirche und Geistlichkeit abhängig und von ihnen gegängelt. Sogar in einen Kreuzzug, den er nicht gewollt hatte und der ein grober politischer Fehler war, ließ er sich durch geistliche Einflüsse drängen. Die deutsche Kirche wurde »frei«, das heißt sie entzog sich dem Einfluß der Krone und verfiel dafür um so mehr der Beherrschung durch Rom.

Die Wirkungen dieses Zustandes zeigt Konrads ganze Regierung. Er hat auch in Deutschland niemals wirklich geherrscht. In dem großen Kampf zwischen den beiden übermächtigen Geschlechtern der Babenberger und Welfen hat er sich nur als Parteigänger oder Parteihaupt der Babenberger halten können. Über den Parteien zu stehen, die beide mächtiger waren als er, wie es sich für den König geziemt hätte, war ihm nicht möglich, da ihm die Hauptstütze königlicher Macht, die sichere Herrschaft über die Kirche, entzogen war. Auch die Tage des deutschen Königtums schienen gezählt, und es könnte so aussehen, als hätte die natürliche Entwicklung schon damals, um die Mitte des 12. Jahrhunderts, den Zustand der Zersplitterung und Ohnmacht herbeiführen müssen, der, wie wir wissen, hundert Jahre später tatsächlich eingetreten ist.

Aber so weit war es doch noch nicht. Es lagen in der Nation und in der Zeit noch Kräfte genug, die nur auf den Weckruf einer starken Persönlichkeit warteten, um dem Reich zu neuer Erhebung zu verhelfen. Das Schicksal hat es gefügt, daß nach dem Tode Konrads in Friedrich I. der rechte Mann (1152) an die Spitze des Reiches trat. Mit ihm beginnt ein neuer Abschnitt. Der Lauf der deutschen Geschichte, der schon recht bedenklich abwärts zu führen schien, wird gehemmt, gewendet, und noch einmal geht es empor, in raschem Anstieg bis zum höchsten Gipfel.

Bei Friedrich I. spüren wir zum ersten Male in der deutschen Ge-

schichte den lebendigen Odem einer großen Persönlichkeit. Es fehlt viel daran, daß wir uns schmeicheln dürften, ihn als Menschen und Charakter zu kennen. Auch sein Bild, soviel auch die Zeitgenossen von ihm erzählen, ist kein farbiges Gemälde, kaum eine Zeichnung in flüchtigen Umrissen. Aber daß man es mit einem überragenden Manne, einem Herrscher von seltenem Können und Wollen zu tun hat, das lehrt jede Seite seiner Geschichte, das lehren seine Taten ebenso wie die Urteile der Zeitgenossen.

Es ist der Mühe wert, dies festzustellen. Denn damit ist gesagt, daß die Epoche, die sein Regierungsantritt bedeutet, auch sein persönliches Werk ist. Wohl hat er bedeutende Mitarbeiter gehabt, einen Reinold von Dassel, einen Wichmann von Magdeburg, einen Philipp von Heinsberg, einen Christian von Mainz, lauter Staatsmänner von großem Schnitt. Aber sie waren und blieben seine Diener und er ihr Herr. Es bezeichnet am besten seine persönliche Größe, daß er stets über ihnen stand und immer neue große Diener fand.

Daß seine Taten ihm gehören, erkennt man schon daran, daß er unmittelbar beim Regierungsantritt das Programm aufstellt, nach dem er regieren will. Er hat es festgehalten bis zuletzt, und er hat es erfüllt. Es lautet in großzügiger Kürze: *ut Romani imperii celsitudo in pristinum suae excellentiae robur reformetur* — daß das erhabene römische Reich in alter Kraft und Herrlichkeit wiederhergestellt werde; oder anders ausgedrückt: Wiederaufrichtung des Kaisertums, des Kaisertums, wie es gewesen war, als einer politischen Wirklichkeit, also mit einem Wort der deutschen Herrschaft in Italien.

Die Verhältnisse kamen ihm entgegen. In Italien hatten sie sich seit dem Verschwinden des deutschen Kaisertums in einer Weise entwickelt, daß den Päpsten selbst seine Wiederherstellung dringend erwünscht sein mußte. Mit der deutschen Herrschaft zugleich war in den Kämpfen des Investiturstreits die Macht der Bischöfe in der Lombardei zusammengebrochen, die Städte hatten sich unabhängig gemacht und traten als Herren des Landes auf. Das Beispiel wurde in Rom nachgeahmt, und auch die Päpste sahen sich aus der Herr-

schaft über ihre Stadt und deren Landgebiet verdrängt und zeitweilig vertrieben. Dazu kam, daß in Unteritalien die verschiedenen normännischen Herrschaften zum Einheitsstaat, dem Königreich Sizilien, zusammengewachsen waren, einer Großmacht, die das Meer beherrschte und mit dem Druck ihrer übermächtigen Nachbarschaft auch auf dem Kirchenstaat lastete. Wenn Gregor VII. davon geträumt und Urban II. den Traum zeitweilig erfüllt gesehen hatte, daß der Papst als Haupt einer Koalition von Kleinstaaten die Halbinsel beherrschen solle, so war das längst vorüber. Der Papst sah sich eingeklemmt zwischen stärkeren oder widerspenstigen Nachbarn, ohne feste Grundlage seiner Macht; ihm ging die Luft aus. Was war natürlicher, als daß er seine hilfeschekenden Blicke auf den deutschen König richtete? Die Wiederaufrichtung des Kaisertums, die deutschen Waffen sollten ihm Entlastung, Befreiung, Schutz und Rückhalt bringen. Zu diesem Zweck hatte Lothar seinen glänzenden Feldzug unternommen, aber nach seinem Tode war alles wieder geworden wie zuvor. Konrad III. war nicht mehr dazu gekommen, den Wünschen des Papstes zu entsprechen. Das erwartete man jetzt von Friedrich.

Diese Bedürftigkeit der päpstlichen Politik gab Friedrich die Handhabe, vor allem in Deutschland die Grundlagen königlicher Herrschaft wieder zu festigen. Er konnte es sich erlauben, den alten Einfluß der Krone auf die Besetzung der Bistümer wiederherzustellen, ohne daß Rom es gehindert hätte. Die deutsche Kirche gehorchte ihm wieder und hat ihm so eifrig und treu gedient wie einst Otto I. Mit ihren persönlichen und materiellen Kräften hat er zum wesentlichen Teil die Wiederaufrichtung der deutschen Herrschaft in Italien durchgeführt.

Den ersten Versuch dazu konnte er im Bunde mit dem Papst unternehmen (1153/54). Er scheiterte vollständig. Auf seinem ersten italienischen Feldzug gelang es ihm weder die lombardischen Städte zur Unterwerfung unter die deutsche Herrschaft zu nötigen, noch auch nur dem Papste wieder zum Besitz seiner Hauptstadt zu ver-

helfen. Der geplante Feldzug gegen Sizilien wurde überhaupt nicht angetreten.

Die Folge dieses Scheiterns war, daß der Papst sich enttäuscht von der deutschen Allianz abwandte, sich dem Sizilianer in die Arme warf und sich mit den Lombarden verband. Friedrich stand nunmehr vor der Frage, ob er auf sein Programm verzichten oder den Versuch wagen sollte, es gegen den vereinigten Widerstand von ganz Italien, gegen die lombardischen Städte, gegen den König von Sizilien, gegen den Papst mit Gewalt durchzuführen. Er entschied sich für das Zweite.

Im Jahre 1158 begann er den Kampf. Er hat ihn nicht gewonnen. Wohl gelang nach vierjährigem Kriege die Unterwerfung der ganzen Lombardei, aber doch nur für kurze Zeit. Je fester die deutsche Verwaltung — eine unmittelbare Beamtenregierung, die schon ganz aus dem gewohnten Rahmen feudaler Einrichtungen heraustritt — in den Städten und Landschaften eingriff, desto stärker wuchsen die stillen Widerstände an. Als Friedrich 1167 wieder selbst in Italien erschien, um das Errungene zu befestigen, fand er bereits an mehreren Stellen offene Auflehnung vor. Wie nun vollends eine kaiserliche Armee, die soeben Rom eingenommen hatte, im vollen Lauf der Erfolge durch eine Epidemie vernichtet ward, da erhob sich der größte Teil Oberitaliens in einem Aufstand, der sich nicht mehr bezwingen ließ. Gegen Sizilien ist es nie zu einem ernststen Angriff gekommen, und den Hauptgegner, den Papst, zu fassen, erwies sich als unmöglich. Es nützte dem Kaiser nichts, ja es schadete ihm wohl eher, daß sich bei der Wahl im Jahre 1159 das Papsttum gespalten hatte. Denn nun galt der eine der Streitenden überall als Werkzeug des deutschen Kaisers, und mit um so größerer Leidenschaft nahm die Kirche fast im ganzen Abendland außerhalb Deutschlands, in Frankreich, in England, in Skandinavien, Partei für seinen Gegner. Überall fürchtete man, wenn der kaiserliche Papst siegte, daß die Deutschen auch die Kirche beherrschen würden, und gegen diese angebliche Weltherrschaft lehnten sich die anderen Völker

mit um so größerer Erbitterung auf, als sie den Deutschen einen Vorrang auf geistigem Gebiete durchaus nicht zuerkennen wollten, sie vielmehr als zurückgeblieben und ungebildet geringschätzten.

Der Rückhalt am Ausland, vor allem bei der Geistlichkeit Frankreichs, ist es denn auch in letzter Linie gewesen, der es dem römischen Papste, Alexander III., möglich machte, sich gegen die militärische Macht des Kaisers zu behaupten. Der französische König bot ihm Zuflucht, als er sich in Italien nicht sicher fühlte, und die französischen Kirchen gaben ihm das Geld, dessen er bedurfte, um sich zu halten. Das Spiel wurde vollends hoffnungslos für Friedrich, als auch die östlichen Mächte sich einmischten. Venedig, Konstantinopel, durch die auftauchende Möglichkeit eines geschlossenen deutsch-italienischen Wirtschafts- und Handelsgebietes bedroht, ergriffen gegen den Kaiser Partei, und ihre Unterstützung führte den Lombarden Kräfte zu, die zu bezwingen die deutsche Macht nicht ausreichte. Die Niederlage bei Legnano (1176), an sich nicht einmal eine Schlacht ersten Ranges — es wurde dort nur ein Teil des deutschen Heeres durch einen überraschenden Angriff zersprengt — brachte Friedrich zu der Überzeugung, daß er das Spiel nicht gewinnen könne.

So entschloß er sich, es aufzugeben, aber nur, um es sofort mit neuen Figuren von vorne zu beginnen. Im Frieden von Konstanz (1183) verzichtete er auf die unmittelbare Unterwerfung der Lombardei, erkannte die Autonomie der Städte an und begnügte sich damit, daß sie ihrerseits die Oberhoheit des Kaisers anerkannten. Dafür suchte und fand er Ersatz in Toskana. Es war die Erbschaft der Gräfin Mathilde, der Freundin und Bundesgenossin Gregors VII., die ihm die Grundlage für ein eigenes kaiserliches Territorium bieten sollte. Die große Gräfin, die Letzte ihres Geschlechts, hatte ihr riesiges Eigengut dem heiligen Petrus hinterlassen, aber niemals war es den Päpsten gelungen, in den Besitz dieses kostbaren Vermächtnisses zu gelangen. Jetzt hatte der Kaiser die ganze große Gütermasse in seine Hand gebracht. Von hier aus beherrschte er Mittelitalien und

hielt zugleich den Papst und die Lombarden in Schach. Auch mit dem König von Sizilien glückte es ihm, Frieden, Freundschaft und enges Bündnis zu schließen, das durch die Heirat des deutschen Kronprinzen, des jungen Königs Heinrich VI., mit der sizilischen Prinzessin Konstanze besiegelt ward.

So hatte Friedrich politisch zu siegen verstanden, nachdem er militärisch gescheitert war. Bei allen Völkern wurde sein Name gepriesen als der des glänzendsten Helden und größten Herrschers, den die Welt seit Karl dem Großen gesehen habe. Auch der Papst hatte sich gefügt; er lebte wieder unter dem Schutze deutscher Waffen in dem nur widerwillig gehorchenden Rom. In der unbestrittenen Rolle eines Führers der abendländischen Christenheit konnte Friedrich seine Regierung beschließen, indem er (1189) auszog zur Befreiung des Heiligen Grabes, das soeben (1187) in die Hände der Ungläubigen gefallen war. Er hat dieses Ziel nicht mehr erreicht, da ihn der Tod schon unterwegs ereilte. Aber auch so hatte er seine Lebensaufgabe erfüllt, das Kaisertum war wieder hergestellt in alter Kraft und Würde, ja schöner, als es je früher gewesen. Nicht an Otto I. oder Heinrich III. denkt die Nachwelt bis auf unsere Tage, wenn vom altdeutschen Kaisertum die Rede ist, sondern an Friedrich den Rotbart. Ihn hat Sage und Dichtung zur Verkörperung dieses größten Gedankens unserer nationalen Frühzeit ausersehen, und auch die Geschichte kann ihm diese Rolle nicht bestreiten.

Und doch hat auch Friedrich den Gipfel der Vollendung nicht erstiegen. Dies war erst seinem Sohn, Heinrich VI., vorbehalten. Daß das sizilische Königshaus 1189 im Mannesstamm ausstarb, gab ihm als Gemahl der Konstanze den Anspruch auf die Krone des südlichen Reiches. Er hat ihn in jahrelanger zäher Arbeit, begünstigt vom Glück, wie es selten geschieht, durchgesetzt. Als er sich zu Weihnachten 1194 in Palermo krönen ließ, gehorchte ihm ganz Italien, beugte sich ihm der König von England, erkannte auch der Franzose seine Vormacht an. Mehr noch, viel mehr: im Besitze Siziliens ist das Kaisertum eine Seemacht, es kann das Mittelmeer beherrschen,

und sein Arm reicht bis in den Orient. Das sollte sich sofort zeigen. Als Heinrich den steckengebliebenen Kreuzzug des Vaters wieder aufnahm, da bequeme sich Konstantinopel, ihm Hilfe zu leisten, und die Könige des Morgenlandes drängten sich herbei, dem Stern der deutschen Größe zu huldigen: die Herrscher von Zypern und Klein-Armenien nahmen ihre Reiche vom römischen Kaiser zu Lehen.

Die deutsche Weltmacht war begründet, stolzer, weiter hinausgreifend als selbst unter Heinrich III. Ebenso jäh wie damals und noch vollständiger, endgültiger ist sie zusammengebrochen, als Heinrich VI. am 28. September 1197, ein Mann von 32 Jahren, starb.

Unter den denkbar ungünstigsten Umständen traf dieser Todesfall das Reich. Wieder wie 1056 war der Erbe ein Kind, der noch nicht dreijährige Friedrich, zum deutschen König wohl gewählt, aber noch nicht gekrönt. Es verschwand gerade im entscheidenden Augenblick die beherrschende Persönlichkeit, und niemand war da, sie zu ersetzen. Vollends zum Verhängnis, zur Katastrophe wurde der Regierungswechsel aber doch erst durch die ruchlose Haltung eines Teiles der deutschen Fürsten. Jetzt, wo alles darauf ankam, geschlossen zusammenzustehen, um das Erbe des großen Staufers, die Machtstellung des Reiches, den Rang der Nation zu behaupten, jetzt gerade spalteten sie sich. Gegen den kleinen Staufer traten die Welfen mit dem Anspruch auf die Krone hervor, das Ausland, England von der einen, Frankreich von der anderen Seite, mischte sich ein, und eine zwiespältige Wahl war (1198) das Ergebnis: Philipp von Schwaben gegen Otto von Braunschweig.

Mit dieser Doppelwahl von 1198 ist der Untergang des deutschen Kaisertums eigentlich schon entschieden. Denn nun hatte die Macht, die durch sein Emporsteigen am tiefsten gesunken war, die Freiheit gewonnen, sich wieder zu erheben: das Papsttum, der alte Gegenspieler und Hauptgegner.

Es war bisher weder ganz unterworfen noch innerlich gewonnen. So große Mühe Friedrich sowohl wie Heinrich sich darum gegeben

hatten, es war nicht gelungen, zu endgültiger Verständigung mit Rom zu gelangen. Man hatte sich dort wohl in die Übermacht des Kaisers gefügt, sich aber für später alles vorbehalten. Nach wie vor war der Papst der Gegner des Kaisers, die Kirche die Feindin des Reiches.

Kaum war Heinrich VI. tot, so trat das offen hervor. An die Spitze der Erhebung, die sofort in Toskana wie in Sizilien ausbrach, stellte sich der Papst. Sein Ziel war nichts Geringeres als die Zerstörung des Kaisertums. Er hat es erreicht, dank der ehr- und pflichtvergessenen, politisch törichten Haltung der deutschen Fürsten, dank aber auch dem Umstand, daß eben in diesem Augenblick an die Spitze der Kirche ein Mann trat, der alle Eigenschaften besaß, um das Werk durchzuführen, Innozenz III. Seine Erhebung und die deutsche Doppelwahl geben dem Jahr 1198 den Charakter einer Epoche. Wiederum wendet sich der Lauf der Dinge; was 1152 begann, 1194 vollendet schien, wird jetzt rückgängig gemacht. Auf die Wiederherstellung des Kaisertums folgt sein Untergang, der Sieg der Kirche.

Innozenz hat den vollen Sieg der Kirche nicht mehr erlebt, aber vorbereitet und gesichert hat er ihn, soweit das menschenmöglich war. Worauf es ihm ankam, war nichts anderes als der Gedanke Gregors VII., den wir schon kennen: die deutsche Macht aus Italien zu verdrängen, um sich selbst zum Führer und Oberhaupt der italischen Staaten zu machen. Deshalb war ihm nichts willkommener als der Zwiespalt in Deutschland, der ihm in Italien freie Hand gab, die eigene Macht auszubreiten und zu befestigen.

Der Kirchenstaat war zu klein für die führende Rolle, die sein Fürst, der Papst, nach dem päpstlichen Programm spielen sollte. Darum beeilte sich Innozenz, ihn zu vergrößern. Unter dem Titel der Rekuperation, Rückforderung alter Rechte, griff er erobernd zu und eignete sich aus dem herrenlos gewordenen Reichsgebiet weite Länder an, das Herzogtum Spoleto, die Mark Ancona. Daß er nicht auch Toskana annektieren konnte, lag nicht an ihm;

die toskanischen Städte lehnten die Unterwerfung ab. Aber auch so legte sich der vergrößerte Kirchenstaat wie ein breiter Graben quer über die Halbinsel, das Königreich Sizilien vom kaiserlichen Italien trennend. Diese Erwerbung sollte der künftige Kaiser gutheißen. Um diesen Preis war die päpstliche Anerkennung nebst Aussicht auf die Kaiserkrone zu haben. Bis dahin behielt Innozenz sich seine Entscheidung vor. Denn das war sein neuer Anspruch: über das Recht eines gewählten deutschen Königs sollte der Papst entscheiden.

Den päpstlichen Wünschen hat sich zuerst Otto willfährig erwiesen. Aber er zog in Deutschland den kürzeren. Schon sah sich auch Innozenz genötigt, mit Philipp zu unterhandeln, man schien der Verständigung sogar recht nahe, da wurde Philipp (1208) aus Privat- rache ermordet. Nun stand Otto, da auch die staufischen Partei- gänger sich ihm unterwarfen, mit einem Male unbestritten an der Spitze des geeinten Deutschlands. Er wiederholte seine früheren Versprechungen, wurde daraufhin zur Kaiserkrönung eingeladen und erschien in Italien. Aber wie ihm hier alles zu Füßen fiel, er überall als Erbe der alten Kaisermacht anerkannt wurde, da er- innerte er sich mit einem Male nicht mehr seiner Versprechungen und behandelte auch die neu annektierten Teile des Kirchenstaates, als ob sie noch dem Reich gehörten. Ja noch mehr. Einmal im Besitz von Ober- und Mittelitalien, trat er in die Fußstapfen Heinrichs VI., wendete sich nach Süden und begann die Eroberung des sizilischen Reiches.

Das nötigte Innozenz zu verzweifelten Entschlüssen. Er exkom- munizierte Otto. Aber was nützte ein Bannstrahl, wenn keine welt- lichen Waffen ihn unterstützten? Man brauchte einen weltlichen Arm, um die Sentenz zu vollstrecken. Nur einer konnte das sein, und der war selbst gefährlich: Friedrich von Sizilien. Man mußte ihn in Deutschland als Gegenkönig aufstellen, daß er Otto in den Rücken falle, dann war noch Aussicht auf Rettung. Aber war das Rettung, wenn der Sohn Heinrichs VI. wieder in Deutschland und Italien,

von der Nordsee bis zur Küste Afrikas, herrschte? Wo blieb da die Unabhängigkeit der Kirche, wo die Hoffnung, den vergrößerten Kirchenstaat zu behaupten? Das Heilmittel schien ebenso schlimm wie die Krankheit.

Innozenz hat sich dennoch entschlossen, es anzuwenden und den Teufel durch Beelzebub auszutreiben. Er rechnete richtig, daß der von der Kirche wiedereingesetzte Staufer niemals so gefährlich werden konnte wie ein über die Kirche siegender Welfe.

Auf sein Anstiften beriefen deutsche Fürsten (1211) Friedrich von Sizilien zum deutschen König, und Friedrich zögerte nicht, nach Deutschland zu eilen, um die Krone seiner Väter zu erwerben. Auch Otto machte jetzt kehrt, um in Deutschland seine Stellung zu verteidigen. In dem anschließenden Kampf trug Friedrich den Sieg davon. Aber nicht durch eigene Kraft. Er verdankte seine Erhebung der römischen Kirche und seinen Erfolg französischem Gelde und französischen Waffen. Das ist das Bezeichnende an diesem ganzen Kronstreit: er ist eine Begleiterscheinung ausländischer Kämpfe, und seine Entscheidung wird durch ausländische Kräfte herbeigeführt.

Europa steht damals im Zeichen des hochauflodernden Kampfes der Westmächte, England und Frankreich. Otto ist als Neffe des englischen Königs der Bundesgenosse Englands — ohne das englische Geld hätte er schon seine Wahl gar nicht erreicht — darum unterstützt Frankreich ebenso nachdrücklich den Staufer. Der englisch-französische Streit wird auf deutschem Boden ausgefochten, und die deutschen Könige sind die Figuren im europäischen Spiel, das von der Themse, der Seine, dem Tiber aus gelenkt wird. Wie oft hat sich seitdem Ähnliches wiederholt, wie oft ist Deutschland das Schachbrett der europäischen Kampfspiele gewesen! Hier, 1214, ist es zum ersten Male geschehen. Als Philipp II. von Frankreich (1214) bei Bouvines das kaiserlich deutsche Heer vernichtend schlug, war der englisch-französische Krieg zugunsten Frankreichs entschieden. Den Vorteil daraus zog Friedrich II.: der französische Sieg befreite

ihn von dem Rivalen, und als dieser ihm den Gefallen tat, schon vier Jahre darauf (1218) zu sterben, war er unbestritten König in deutschen Landen. Nach weiteren zwei Jahren konnte er sich in Rom zum Kaiser krönen lassen.

Aber das war nicht mehr das alte deutsche Kaisertum. Seine überragende Macht war dahin. Die deutsche Hegemonie war verschwunden, und an ihre Stelle hatte sich die eben erst entstandene französische Großmacht geschoben. Es bildet auch einen Einschnitt, daß bei Bouvines zum ersten Male seit Menschengedenken ein deutsches und ein französisches Heer in großer Feldschlacht die Waffen kreuzten und die Deutschen unterlagen. Auch in Italien bedeutete das Kaisertum Friedrichs II. zunächst nicht allzuviel. Er hatte von Anfang an — wie hätte es anders sein können? — die päpstlichen Eroberungen anerkennen müssen, auch das mathildische Gut und damit die beherrschende Stellung in Toskana dem Papst überlassen. In der Lombardei mußte er mit einer rein theoretischen Oberhoheit sich begnügen. Er ist in erster Linie — wenn nicht nur — König von Sizilien. Von hier aus hat er freilich später den Versuch gemacht, das Verlorene wiederzugewinnen und sein Kaisertum zu einer einheitlichen monarchisch-absoluten Regierung in ganz Italien auszugestalten. Er ist dabei auf die alten Gegner gestoßen, die schon seinem Großvater wie auch schon seinem Ahnherrn Heinrich IV. gegenüberstanden: auf die verbündeten lombardischen Städte und die römische Kirche, hinter die sich die Geistlichkeit des Abendlands, vor allem wiederum Frankreich stellte. Er hat sie ebensowenig wie seine Vorgänger zu überwinden vermocht. Die eigentliche Machtfrage freilich ist nicht entschieden worden, denn mitten im Kampf ist Friedrich II. (1250) gestorben.

Wir brauchten diese Vorgänge nur mit einem Seitenblick zu streifen. Sie gehören der deutschen Geschichte nicht an, wie denn Friedrich II. überhaupt kein deutscher Herrscher mehr genannt werden kann. Er war und blieb ein Fremder in dem Lande seiner Vorfahren, das er nach dem Abzug (1220) nur noch zweimal für kurze Zeit

(1235–37) besucht hat; der erste Ausländer auf dem deutschen Throne. Wie er sich als Italiener fühlte, so liegen auch die Ziele seines Strebens ganz im Süden der Alpen. Deutschland war für ihn ein Nebenland, das seinen Wert hatte als Quelle besten Soldatenmaterials, im übrigen aber ohne Interesse. Er hat es vernachlässigt und die deutschen Dinge ihren eigenen Lauf nehmen lassen. Als er starb, da war es ein italienischer Kaiser, der von der Bühne abtrat, kein deutscher mehr. Das Kaisertum hatte Deutschland den Rücken gekehrt. Die Deutschen haben es ihm vergolten und sich seit Friedrich II. nur wenig noch und mit der Zeit immer weniger um ihre frühere Vormacht in Italien gekümmert, obwohl ihnen das Recht, in der Person ihres Königs zugleich den römischen Kaiser zu stellen, nicht bestritten wurde. So kam es, daß die Welt über sechzig Jahre seit dem Tode Friedrichs II. keinen Kaiser kannte. Er war entbehrlich geworden. Das deutsche Kaisertum war als politische Macht erloschen, die erste große Epoche der deutschen Geschichte war zu Ende.

Wir haben nach den Ursachen zu fragen. Wie erklären wir uns diesen Ausgang, ebenso matt und kleinlich, wie der Anfang und Fortgang kühn und stark gewesen war? Woran ist das staufische Kaisertum gescheitert?

Ehe wir die Antwort suchen, werden wir uns darüber klar sein müssen, daß dieses Kaisertum der Staufer schon etwas anderes war als das der Ottonen und ersten Salier. Diese hatten Italien von Deutschland aus durch die von ihnen eingesetzten Bischöfe und den Papst regiert. Seit dem Investiturstreit war das nicht mehr möglich. Statt dessen hatte Friedrich I. die unmittelbare Landesherrschaft mit einer Verwaltung durch eigene kaiserliche Beamte eingerichtet; zuerst in der Lombardei, dann, als der Versuch dort sich als undurchführbar erwies, in Toskana. Heinrich VI. hatte das Königreich Sizilien hinzugewonnen und beherrschte von dort aus, zumal durch seine Seemacht, die ganze Halbinsel. Das staufische Kaisertum hat seinen Schwerpunkt nicht mehr in Deutschland, in Italien vorzugs-

weise liegen seine Aufgaben und seine größten Machtmittel. Warum nun ist es so rasch gefallen?

Die bequemste Antwort, die denn auch am häufigsten gegeben wird, lautet: es ging über die Kräfte. Die Beherrschung Italiens in den Formen, die sie unter den beiden großen Staufern angenommen hatte, war mehr als die Deutschen auf die Dauer leisten konnten, darum mußte sie verloren gehen. Woraufhin denn die weisen Schulmeister der Weltgeschichte die tadelnde Bemerkung nicht zu unterlassen pflegen, daß es »klüger« gewesen wäre, auf ein so aussichtsloses Unternehmen von vornherein zu verzichten. Insbesondere hat man es getadelt, daß die Staufer die alten historischen Grenzen des Kaisertums überschritten und das sizilische Reich hinzuerworben haben. Diese Überspannung habe sich gerächt, und insofern sei eigentlich die sizilische Heirat Heinrichs VI. das wahre Unglück gewesen.

Dieser Gedanke verkennt die politische Lage Italiens im 12. Jahrhundert ebenso vollständig wie die dauernden geographischen Bedingungen seiner staatlichen Gestaltung. Wie hätte sich ein deutscher Kaiser in der nördlichen Hälfte der Halbinsel behaupten sollen, wenn im Süden eine Großmacht bestand, die das Meer, die Küsten, die Häfen beherrschte und den Handel der oberitalischen Seestädte, damit aber auch des ganzen Hinterlandes unter Umständen zerstören konnte? Diesen Nachbar zu dulden, war auf die Dauer unmöglich. Gerade so gut hätte man Alt-Rom zumuten können, sich mit der Machtstellung Karthagos abzufinden, oder Viktor Emanuel II., das Königreich Neapel bestehen zu lassen. Zu Zeiten der Ottonen und Salier war das etwas anderes gewesen, weil damals Unteritalien zersplittert und dadurch ohnmächtig war. Seit es eine sizilische Großmacht gab, hieß es für die deutschen Herrscher: alles oder nichts! Sollte es wieder ein Kaisertum, eine deutsche Herrschaft in Italien geben, so mußte sie sich bis nach Sizilien erstrecken. Mit anderen Worten: man mußte das sizilische Reich entweder zerstören oder annectieren. Eine Verständigung mit ihm, wie Friedrich I.

sie zunächst erzielt hatte, war doch nur eine Etappe auf diesem Wege — die Annexion Siziliens, als die Möglichkeit dazu sich bot, lag in der Natur der Dinge.

Ist diese Politik wirklich über die Kräfte Deutschlands gegangen? Es könnte so aussehen, wenn man den Ausgang kennt. Aber war denn die Aussichtslosigkeit des Unternehmens so sicher vorauszu- sehen, wie sie sich — scheinbar — auf Grund des augenfälligen Mißerfolges nachträglich behaupten läßt? Weder Friedrich I., der doch von allen Zeitgenossen als der Klügsten einer gerühmt wird, noch die vielen bedeutenden Männer, die ihn umgaben, können an den Aussichten des Erfolges gezweifelt haben; sie hätten sonst sicherlich auch die Konsequenz gezogen und eine andere Politik gemacht. Zudem ist es unverkennbar, daß gerade diese Politik von der Nation mit einer Entschlossenheit gebilligt und getragen worden ist, über die kein Zweifel bestehen kann. Friedrich I. und Heinrich VI. haben ihr Volk hinter sich gehabt, als sie darauf ausgingen, ihm die Hege- monie zurückzuerobern, die es schon verloren hatte. Auch die stau- fische Kaiserpolitik ist in diesem Sinne national gewesen. Der Erfolg hat ihr ja auch recht gegeben; die erstrebte Wiederherstellung gelang.

Aber sie hatte keinen Bestand. Was ist es gewesen, das das wieder- hergestellte Kaisertum so bald schon wieder zu Fall brachte?

Lassen wir die Tatsachen sprechen, so springt eine vor allen in die Augen: der frühe Tod Heinrichs VI. Kein Zweifel, daß die Dinge ganz anders hätten laufen können, hätte er nur zwanzig, ja nur zehn Jahre länger gelebt. Also ein äußerer Unglücksfall hat mindestens sehr stark mitgespielt.

Man wird einwenden: eine Gründung, die solche Schläge nicht überlebt, ist überhaupt nicht lebensfähig. Eben darin erprobt eine politische Schöpfung ihr Daseinsrecht, daß sie sich im Unglück behaupten kann. Wäre das staufische Reich, die deutsch-italische Welt- macht einem richtigen und gesunden Gedanken entsprossen, so hätte sie nicht durch einen unzeitigen Personenwechsel umgeworfen werden können.

Das wäre gleichbedeutend mit der Forderung, daß die Bäume von Anfang an dicke Stämme haben, oder daß die Menschen als Erwachsene zur Welt kommen müßten. Auch eine Staatsgründung bedarf der Zeit, um fest einzuwurzeln und Holz anzusetzen; in ihren Anfängen ist jede eine zarte Pflanze, die leicht zerbrochen, zertreten oder ausgerissen werden kann. Auch die Staaten sind Kinderkrankheiten ausgesetzt, an denen sie in der Jugend sterben, während sie in späterem Alter nicht viel davon zu fürchten haben. Wie würde man über Friedrich den Großen urteilen, wenn er bei Kunersdorf den Tod gefunden hätte? Ob die junge preußische Großmacht eine solche Krisis überlebt haben würde, ist doch auch recht zweifelhaft. Preußen blieb die Probe erspart, die staufische Schöpfung ist in ihr zugrunde gegangen. Woran lag das? Was fehlte ihr, das ihren dauernden Bestand verbürgt haben würde, und welches waren die gegnerischen Kräfte, die sie zerstören konnten?

Die Antwort ist bald gefunden, wenn man nur die Tatsachen im Auge behält: *das Kaisertum ist gefallen, weil es gar nicht verteidigt wurde.* Anstatt gemeinsam nach außen Front zu machen, spaltete sich im kritischen Augenblick die politische Vertretung der Nation, der Fürstenstand, in zwei Parteien, die einander während zehn Jahren (1198—1208) und dann nochmals sechs Jahre lang (1212—18), im ganzen also, mit vierjähriger Unterbrechung, zwanzig Jahre lang leidenschaftlich bekämpften. Als nach der Ermordung Philipps von Schwaben die Einheit vorübergehend wiederhergestellt war, sah man sogleich, daß die Kräfte des Reiches vollkommen genügten, um die Herrschaft in Italien zu behaupten. Ohne Schwertstreich hat Otto IV., als er 1209 an der Spitze des Reichsheeres in Italien erschien, das deutsche Regiment auf der ganzen Halbinsel wiederhergestellt. Er war im Begriff, auch Sizilien zu unterwerfen, als in seinem Rücken zum zweiten Male der Zwiespalt unter den deutschen Fürsten ausbrach. Durch den Abfall einiger Fürsten, die Friedrich II. zum Gegenkönig erhoben, sah Otto sich genötigt, seine Krone in Deutschland zu verteidigen und Italien fahren zu lassen.

Da ist es doch mit Händen zu greifen, woran das Kaisertum zugrunde gegangen ist: an der Uneinigkeit der Fürsten, die sich um die Krone stritten, anstatt sie in der Gefahr zu verteidigen. Die Doppelwahl also von 1198 mit ihren weiteren Folgen, dem rund zwanzigjährigen Bürgerkrieg, hat es zerstört.

Nichts wäre verkehrter als die Vermutung, die Spaltung bei der Königswahl 1198 habe mit der Frage der Kaiserpolitik auch nur das mindeste zu tun. Otto IV. hat, kaum daß er allgemein anerkannt war, die italienische Politik der Staufer in vollem Umfang aufgenommen. Seine Erhebung zum Gegenkönig ist also nicht eine Tat politischer Opposition, sondern dynastischen Ehrgeizes. Und ganz ebenso ist es später, als Friedrich II. dem Welfen entgegengestellt wurde.

Das Deutsche Reich hat also die Kaiserpolitik der Staufer durchaus nicht bewußt abgelehnt, aber es hat sie vernachlässigt und ihre Errungenschaften nicht verteidigt, als sie bedroht waren, obwohl es ein leichtes gewesen wäre, sie zu behaupten. Mit einem Bruchteil der Kräfte, die in den langjährigen Kämpfen um das Königtum in Deutschland zum Schaden des Ganzen verbraucht wurden, hätte man das Kaisertum in Italien und damit den Vorrang der Nation auch in der größten Krisis leicht behaupten können.

Wir wissen nun also, woran das deutsche Kaisertum zugrunde gegangen ist: an der Uneinigkeit, der Selbstsucht, der Kurzsichtigkeit der deutschen Fürsten. Wer kann sich darüber täuschen, daß hier Eigenschaften verhängnisvoll hervortreten, die uns auf den Blättern der deutschen Geschichte immer wieder begegnen: der Mangel an Sinn für das Ganze und Gemeinsame, die Bevorzugung des Besonderen und Eigenen, die Schwäche des politischen Instinktes! Diese Nationalfehler sind schuld daran, daß Deutschland seine beherrschende Stellung im Abendland um die Wende des 12. zum 13. Jahrhunderts verspielt hat.

Indessen so bequem kann man sich die Sache doch nicht machen, daß man einfach sagt: ihre Uneinigkeit hat die Deutschen wie

immer so auch damals zugrunde gerichtet. Wie kam es denn, daß diese Uneinigkeit um 1200 so verhängnisvoll und ohne jede Hemmung wirken konnte, während sie bis dahin doch im ganzen überwunden worden war? Und wie kam es, daß man später nicht mehr den Versuch einer Wiederherstellung machte? Auch um 1100 war einmal alles verloren gewesen, und doch konnten die Nachfolger Heinrichs IV. immer wieder auf die alten Pläne zurückkommen, bis das Werk unter Friedrich I. gelang. Nach 1220 ist das nicht mehr geschehen. Deutschland hat Friedrich II. bei seinem Kampf um die Herrschaft in Italien nur sehr lau unterstützt und schließlich ganz im Stich gelassen. Als er von der Kirche abgesetzt wurde, ließ man ihn auch in Deutschland in weiten Kreisen fallen und erhob Gegenkönige. An den alten Überlieferungen früherer Tage scheint man damals, im 13. Jahrhundert, nicht mehr festgehalten zu haben. So etwas hat immer seine besonderen Gründe; auch hier sind sie vorhanden und nicht schwer zu entdecken.

Die Verfassung des Reiches war bereits in einer Umwandlung begriffen, die den auseinanderstrebenden Kräften freie Bahn schuf, während sie die Zusammenfassung zur Einheit sehr erschwerte. Das ist das Verhängnisvolle an dem Sturz des Kaisertums, und darum hat es sich von diesem Fall auch nicht wieder erheben können, weil mit ihm zeitlich zusammenfällt eine Veränderung im deutschen Staatsleben, die man in aller Kürze bezeichnen kann als die beginnende Auflösung des Reiches. Das gibt der Epoche von 1198 bis 1220 ihre besondere Bedeutung: sie bildet einen Abschluß und einen Anfang zugleich, *das Kaisertum*, das heißt die Hegemonie im Abendlande *ist zu Ende, und die Auflösung des Reiches beginnt*.

Die Auflösung des Reiches hat nicht erst mit dem Aufhören des Kaisertums und dem Schwinden der auswärtigen Machtstellung begonnen, sie ist noch viel weniger eine Folge hiervon. Das wird zwar oft behauptet. Das Kaisertum, sagt man, habe in seinen Sturz das deutsche Königtum mit verwickelt; in dem vergeblichen Streben nach der Kaiserkrone hätten sich die Kräfte des Königtums er-

schöpft, darum sei das Ende der Kaiserträume zugleich das Grab der deutschen Einheit geworden.

Nur eine sehr oberflächliche Betrachtung der Dinge kann zu diesem Urteil kommen. In Wahrheit war das, was wir die innere Auflösung des Reiches nennen können, schon längst im Gange und ist nur durch die großen Erfolge nach außen, unter Friedrich I. und Heinrich VI., noch eine Weile verdeckt und aufgehalten worden. Als diese Erfolge dahinschwanden und der Zusammenbruch der äußeren Machtstellung kam, da trat alsbald sichtbar hervor, wie die Dinge im Innern standen.

Um was es sich handelt, läßt sich mit wenig Worten sagen: der König beherrschte die Fürsten nicht mehr, weil er zu viel von seiner früheren eigenen Macht verloren hatte.

Erinnern wir uns, worauf die Macht des Königs beruht hatte: in erster Linie auf dem reichen Königsgut, den ausgedehnten Grundherrschaften der Krone, die den Unterhalt eines zahlreichen Ritterheeres ermöglichten. Das Königsgut nun ist schon in den Bürgerkriegen des Investiturstreites arg zusammengesmolzen, verschenkt, verliehen, geraubt worden. Daher zum Teil die klägliche Schwäche Konrads III.; er war schon schwächer als einzelne Fürstenhäuser, wie die Welfen und Babenberger. Auch Friedrich I. hatte im Anfang seiner Regierung keine beherrschende Stellung. Er errang sie sich teils durch seine Erfolge in Italien, wo er vor allem sehr viel Geld gewann, dann durch systematische Landerwerbungen, indem er nämlich die Reichskirchen nötigte, ihre Besitzungen in großem Umfang dem Königshaus zu Lehen zu übertragen. Aber dieser Gewinn und dazu noch einiges mehr ging den Staufern im Kampf um die Krone wieder verloren. Da ist das Königsgut geschmolzen wie Butter an der Sonne, es leistet unter Friedrich II. entfernt nicht mehr dasselbe wie früher. Zudem ist es durch seine Zersplitterung, seine Streulage in seinem Wert herabgesetzt.

Dagegen hat sich die Macht der Fürsten gehoben. Sie verfügen über geschlossene Gebiete, die sich abrunden und wachsen, während das

Königsgut zerbröckelt. Die Krone ist geschwächt, ihre Konkurrenten haben sich gestärkt.

Es sind nicht mehr die Stammesherzöge der früheren Zeit. Die alten Herzogtümer sind nur noch dem Namen nach vorhanden, ihrem Umfang nach sind sie geschwunden durch Teilung. Vom alten Herzogtum Bayern, das unter Otto I. noch den ganzen bayrischen Volksstamm vom Lech bis zur Leitha und von der Donau bis an die Südabhänge der Ostalpen umfaßt hatte, sind schon 980 Kärnten, 1156 Österreich, 1180 Steiermark als selbständige Herzogtümer abgetrennt worden. Sachsen wird 1180 geteilt zwischen Köln und Anhalt. Nur Schwaben, das im Besitz des staufischen Königshauses ist, hat sich erhalten. Aber als das staufische Haus erlischt und seine Besitzungen unter die Nachbarn aufgeteilt werden, verschwindet auch das Herzogtum Schwaben.

So beobachten wir überall ein Zerbrechen und Zerbröckeln. Statt auf Zusammenfassung in großen Machtkomplexen, geht die Entwicklung auf Teilung, Spaltung, Zersplitterung. Der Versuch Heinrichs des Löwen, als Herzog von Bayern und Sachsen eine straff zentralisierte Doppelmacht von großem Gebietsumfang in Nord und Süd zugleich zu errichten, endete mit dem Sturz des Herzogs, der der Verbindung des Kaisers und der benachbarten Fürsten erlag. Seine Lande wurden zerschlagen.

Durch diesen Prozeß der Zerbröckelung ist nun aber das Fürstentum als Ganzes nicht etwa geschwächt, sondern gestärkt worden. Der geringere Umfang des Territoriums erleichterte die Regierung, erlaubte die stärkere Zusammenfassung. Das Fürstentum gewann an Festigkeit, was es an Ausdehnung verlor. Es entstanden in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts wirkliche Landesregierungen, *Landesstaaten*, die diesen Namen viel eher verdienten als das Reich. Das Reich, die Herrschaft des Königs war im Grunde ja nur eine Summe von Oberhoheiten; die wirkliche Regierungsgewalt an Ort und Stelle — Gericht, Polizei, bewaffneter Schutz und Befestigung, Zoll und Münze und vor allem das Recht der Steuern — lag in den

Händen der Landesherren. Man faßt diese Rechte unter dem Schlagwort der *Landeshoheit* zusammen. Die staatliche Hoheit wird ausgeübt durch den Landesherrn, und der König, von dem sie in der Theorie abgeleitet wird, greift nur gelegentlich ein. Wie oft, das wird von seiner Macht und seinem Ansehen abhängen. Die Landesherren werden seine Einmischung immer ungern sehen und sie möglichst auszuschließen suchen.

Diesen Zustand fand Friedrich II. vor, als er nach Deutschland kam. Es ist von größter und dauernder Bedeutung, daß er keinen Versuch machte, ihn zu ändern. In seiner Gleichgültigkeit gegen die deutschen Verhältnisse trat er den fürstlichen Landesherren die volle staatliche Hoheit in ihren Gebieten ein für allemal ab. Zuerst erhielten die geistlichen Fürsten 1220, dann 1232 alle Landesherren (*domini terrae*) das ausschließliche Recht der Befestigung, des Geleites, des Gerichts, der Münze. Freiwillig zog sich der König aus den Territorien zurück und beschränkte sich selbst auf die Rolle eines Oberrichters und Aufsehers. Das Reich wurde damit zu einer Abstraktion, während die Landesherren alle konkrete staatliche Gewalt an sich zogen.

Das Königtum der früheren Zeit hatte noch eine zweite, beinahe stärkere Stütze seiner Macht besessen: das war die Herrschaft über die Kirchen des Reichs. Wir wissen, was es bedeutete, daß diese Stütze ihm infolge des Investiturstreites und der Gefügigkeit Lothars und Konrads III. gegen die Geistlichkeit entzogen wurde, und daß Friedrich I. auf die alten Rechte seiner Krone zurückgriff.

Nach Heinrichs VI. Tode ging auch diese Errungenschaft der Wiederherstellung bald wieder verloren. Eine sehr natürliche Reaktion gegen die starke Ausnutzung machte sich unter den Bischöfen geltend, ein Teil von ihnen ging in die Opposition und war es zufrieden, als Papst Innozenz III. die Axt an die Pfahlwurzel des deutschen Königtums legte. Er benutzte den Streit um die Krone, um ihre Bewerber zum Verzicht auf jeden Einfluß auf die Bischofs- und Abts- wahlen zu nötigen. Sowohl Otto IV. wie Friedrich II. haben sich

diesem Begehren gefügt. Der Verzicht, den Friedrich in der Goldenen Bulle von Eger (1213) aussprach, gab den deutschen Kirchen die »Freiheit«, das heißt: der Einfluß der Krone auf ihre Besetzung hörte auf. Dem deutschen Königtum aber war seine Lebensader unterbunden.

Friedrich II. hat auch hier nicht daran gedacht, Geschehenes rückgängig zu machen. Um doch nicht ganz ohne eine feste Partei im Fürstenstand zu sein, bemühte er sich, die Bischöfe zu gewinnen durch Gunst und Zugeständnisse. Darum sanktionierte er, wie wir hörten, ihre volle Landeshoheit; er hoffte vielleicht, sie durch solche Geschenke an sich zu fesseln. Er hat seinen Zweck nicht erreicht, wohl aber hat er die alten Grundlagen des Königtums vollends zerstört. Als der Papst ihm den Krieg erklärte, ließen ihn zuletzt auch die Bischöfe im Stich, bildeten Partei gegen ihn und erhoben Gegenkönige. Wie sollten sie nicht? Als Geistliche hatten sie ja dem Papst zu gehorchen, und als Fürsten des Reiches waren sie selbständige Landesherren wie einst die Herzöge geworden, ein jeder der Regent eines eigenen Staates mit besonderen Aufgaben und Interessen. Das Reich ging sie wenig mehr an, sie hatten von der Krone nichts zu erwarten, höchstens zu fürchten, daß ihnen die neu verliehenen Rechte wieder beschnitten würden.

Dies sind die wahren Ursachen für den Untergang des Königtums und die Auflösung des Reiches, die sich in Deutschland gleichzeitig mit dem Ende des Kaisertums in Italien abspielten. Sie sind nicht im mindesten die Folge davon, daß die italienische Kaiserpolitik der Staufer sicherte, eher umgekehrt: die Kaiserpolitik wurde undurchführbar und mußte aufgegeben werden, weil das Königtum in Deutschland selbst die Herrschaft verlor.

Hier könnte die Kritik einsetzen. Warum, so dürfte man fragen, haben die staufischen Könige nicht zunächst ihre Macht im eigenen Lande ausgebaut, bevor sie an große auswärtige Aufgaben herantraten? Haben sie nicht den Oberstock des Hauses errichtet, ehe die Fundamente fertig waren?

Daran ist etwas Wahres. Es war nicht natürlich und darum gefährlich, daß das Reich imperialistische Politik machte, für die seine Verfassung wenig geeignet war. Imperialismus, wenn er glücken soll, setzt straffe Einheit des Staates voraus, die Möglichkeit, jederzeit alle Kräfte des Ganzen für den einen Zweck ins Feld zu führen. Darum ist der Imperialismus der Franzosen und Engländer von Erfolg gewesen; sie besaßen die volle Staatseinheit, die es erlaubte, das Gewicht der ganzen Nation auf einmal und dauernd, nicht nur für ein paar heiße Augustwochen, in die Waagschale des Schicksals zu werfen. Dem altdeutschen Reich fehlte diese Einheit des Willens, darum steckte in der imperialistischen Politik der Staufer, die auf Beherrschung Italiens gerichtet war, von Anfang an ein Fehler, der beim Tode Heinrichs VI. verhängnisvoll hervortrat, als das Reich sich spaltete, wo es der Einheit am dringendsten bedurft hätte. Nur darf man den staufischen Königen, insbesondere Friedrich I., keinen Vorwurf machen, als hätten sie etwas versäumt, indem sie nicht vor allem auf Befestigung ihrer Stellung in Deutschland ausgingen und die italischen Pläne vertagten. So lagen die Dinge nicht. Als Friedrich I. zur Regierung kam, war das Königtum schon in die zweite Linie gedrängt, von den Fürsten überragt. Ihm raten, er solle seine Macht in Deutschland stärken, wäre dasselbe gewesen, wie wenn man einem, der im Sumpfe steckt, sagen wollte, er möge sich selbst an den Haaren herausziehen. Die einzige Möglichkeit, aus dem Sumpf der Machtlosigkeit herauszukommen, war, daß man einen auswärtigen Halt ergriff. In Italien hat sich Friedrich die größere Macht geholt, mit der er in Deutschland später auch die mächtigsten Fürsten überragte und zum Beispiel seinen bedeutend stärkeren Vetter, Heinrich den Löwen, eines Tages stürzen konnte. Daß es etwas Unnatürliches hatte, wenn der Schwerpunkt des Königtums außerhalb Deutschlands lag, ist nicht zu leugnen. Aber in der Politik kann es sich nur um das handeln, was möglich ist. Etwas anderes als die Politik Friedrichs I., die Wiederherstellung des Kaisertums, war um die Mitte des 12. Jahrhunderts schon nicht mehr möglich, wenn

DRITTES KAPITEL

der König sich nicht dauernd mit der untergeordneten Rolle begnügen wollte, die Konrad III. gespielt hatte.

Der bleibende Erfolg ist dem Streben der Staufer versagt gewesen. Aber auch der vorübergehende war ein Gewinn. Die schönsten Erinnerungen unserer älteren Geschichte hängen daran. Man stelle sich einmal vor, wie die altdeutsche Geschichte aussehen würde ohne Barbarossa und Heinrich VI.! Wer da weiß, was Erinnerungen im Leben der Völker bedeuten, der wird das nicht gering schätzen. Von der Erinnerung an die staufischen Kaiser hat die deutsche Nation Jahrhunderte gezehrt, als sie politisch auf schmale Kost gesetzt war. Vielleicht verdankt sie es am meisten diesen Erinnerungen, wenn sie später wieder eine Zeit der Größe erlebt hat.